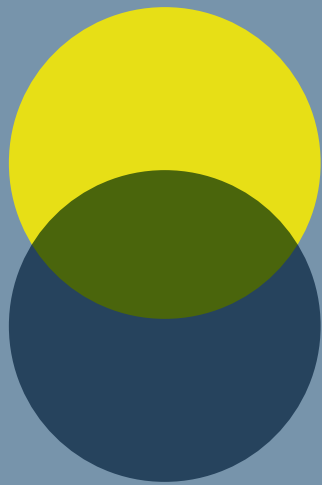




**NEUE
BAUHAUS
VORTRÄGE**



NEUE BAUHAUSVORTRÄGE

herausgegeben von Hans-Rudolf Meier, Frank Simon-Ritz und Winfried Speitkamp

2

WINFRIED SPEITKAMP

IDENTITÄT DURCH ERBE?

HISTORISCHE JUBILÄEN UND JAHRESTAGE IN DER
ERINNERUNGSKULTUR



Winfried Speitkamp am 20. April 2017
anlässlich seiner Amtseinführung
im Audimax der Bauhaus-Universität
Weimar. Foto: Thomas Müller

WINFRIED SPEITKAMP

IDENTITÄT DURCH ERBE?

HISTORISCHE JUBILÄEN UND JAHRESTAGE IN DER ERINNERUNGSKULTUR¹

Das Geschäft mit historischen Jubiläen boomt. Immer öfter werden Jahrestage, Gedenktage oder Jubiläen zum Anlass genommen für Rückblick, Diagnose und Prognose, und in immer kürzeren Intervallen wird gefeiert. Auch wer als Historiker mit seinem Forschungsthema in der Öffentlichkeit gehört werden und mitreden möchte, tut gut daran, geeignete Anknüpfungspunkte, eben Jahrestage und Jubiläen, zu suchen. Und wer zu einem Jubiläum das Wort ergreifen will, sollte das möglichst früh tun. Wer erst Ende 2018 das Wort zum 200. Geburtstag von Karl Marx (1818–1883) erhebt, den bestraft die Jubiläumskonkurrenz; er wird nicht mehr gehört. Die ersten Jubiläumsveranstaltungen zu Marx fanden bereits 2016 statt.² 2018 dagegen wird die Erschöpfung nach dem ausgiebig über zehn Jahre (»Luther-Dekade«) aufgebauten Reformationsjubiläum 2017 gewaltig sein. Schon Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716), Universalgeist und Multitalent, dessen 300. Todestag in das Jahr 2016 fiel, konnte sich auf dem Markt der Aufmerksamkeiten kaum mehr in Erinnerung bringen.

Historiker werden gefragt, zu Jubiläen Hintergrundinformationen zu vermitteln oder sogar Jubiläumsschriften zu verfassen, Tagungen zu veranstalten, Vorträge zu halten – also die wissenschaftliche Basis des Jubiläums bereitzustellen. Aber nicht nur das: Sie befassen sich auch mit Jubiläen, wenn sie sich mit Erinnerungskulturen befassen. Historiker sind also einerseits Mitwirkende an Jubiläen und andererseits müssen sie zugleich einen Schritt zurücktreten und analysieren, was sie da eigentlich tun. Diese Doppelrolle ist nicht unproblematisch, zumal auch die wissenschaftliche Analyse, die Dekonstruktion von Mythen, dazu beiträgt, die Mythen in der Diskussion und damit am Leben zu halten. Dennoch: Es ist keineswegs selbstverständlich, dass und wie Jubiläen begangen werden. Es bedarf der Beschreibung und Erklärung. Worum geht es also?

¹ Überarbeitete und um Belege ergänzte Fassung des Vortrags, der am 13. Dezember 2016 im Rahmen der Ringvorlesung des Graduiertenkollegs »Identität und Erbe« an der Bauhaus-Universität Weimar gehalten wurde. Im Folgenden werden nur die wichtigsten Detailbelege aufgeführt. Grundlegend für den gesamten Beitrag: Winfried Müller u. a. (Hg.): Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus, Münster 2004; Paul Münch (Hg.): Jubiläum, Jubiläum ... Zur Geschichte öffentlicher und privater Erinnerung, Essen 2005

² So die Tagung »Ein Bild von Karl Marx ... entwerfen. Kunst_historische Perspektiven. Symposium zum Auftakt des FES-Jubiläumsprogramms Marx 2018«, Trier, 7. Mai 2016. Der Tagungsband der Friedrich-Ebert-Stiftung ist angekündigt.

Jedes Jubiläum, jede Jubiläumsfeierlichkeit, erzählt eine Geschichte, oder: Das Jubiläum wird genutzt, um eine Geschichte zu erzählen, eine Geschichte der Verbindung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Aber *wie* diese Geschichte erzählt wird, wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geordnet, gereiht, hierarchisiert und gedeutet werden, wie also eine inhaltliche Verbindung hergestellt wird, das ist keineswegs klar. Ebenso wenig ist klar und zwingend, *welche* Geschichte zum Jubiläum erzählt wird, jedenfalls ist es nie die ganze Geschichte – wenn man die denn überhaupt erzählen könnte. Bei genauer Betrachtung ist es gerade der Sinn von Jubiläen, nicht nur Geschichte zu erzählen und dadurch Erinnerung wachzuhalten, sondern auch Geschichte zu sortieren und zu hierarchisieren, manches zu kassieren, wie ein Archivar sagen würde, also: das Vergessen zu organisieren. Entscheidend ist, wer und was sich in der Konkurrenz um Erinnerungsgeschichten durchsetzt, wer welche Geschichte erzählt, wer welches Erbe reklamiert und welche Identität, welche Zugehörigkeit damit etabliert, welche ausgeschlossen werden soll. Damit sind bereits die drei Schritte des folgenden Beitrags benannt: Im ersten Teil geht es um Zeit und Raum, im zweiten Teil um Erinnern und Vergessen und im dritten Teil schließlich um Erbe und Identität.

1. Zeit und Raum

Jubiläen werden oft von Jahrestagen abgegrenzt. Während Jahrestage den Zeitablauf zyklisch messen, in der jährlichen Wiederkehr das Feierliche begehen, wie etwa im christlichen Jahreskalender, damit Verhaltensroutinen und Handlungssicherheit vermitteln, sind Jubiläen auf einer Zeitachse angelegt, sie kennen demnach ein Vorher und ein Nachher, sie stehen für Entwicklung und Fortschritt, für das Erreichte und das noch zu Erreichende, und sie sind unwiederholbar; das 10., 50. oder 100. Jubiläum feiert man eben nur einmal. Tatsächlich basierte die Zeitmessung von Anfang an auf zyklischen Bewegungen, auf Sonnenlauf, Mondkalender, Woche, Tagesrhythmus und Stundenzyklus, und entsprechend hat man vormodernen Gesellschaften unterstellt, dass sie Leben und Arbeit an die von der Natur diktierten Rhythmen angepasst hätten. Die Zeit sei zwar durchaus linear gedacht worden, Ereignisse seien nach einem Vorher-Nachher-Schema eingeordnet worden. Aber für Vorstellungen einer abstrakten Zeit oder einer grundsätzlich anderen Zukunft habe sich demnach keine Basis gefunden. In der christlichen Zeitvorstellung der Vormoderne gab es durchaus einen Ausgangspunkt, ein Voranschreiten in der Zeit und eine Unterscheidung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, dies allerdings nicht im Sinne einer offenen Geschichte, einer offenen Zukunft. Vielmehr war die Zukunft quasi immer schon da, sie war nämlich durch die Vergangenheit und durch göttliche Vorsehung präfiguriert, nur war sie für Menschen nicht erkennbar. Daher blühte in der Frühneuzeit auch die Prognostik auf, also der Versuch, das Verborgene durch Anzeichen, zum Beispiel Sternzeichen, vorab zu entschlüsseln.

Im Laufe der Frühen Neuzeit und mit der Aufklärung setzte sich ein neues Verständnis von Zeit und Zukunft durch. Für den Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz war Zeit ein relativer Begriff, die Ordnung des Nacheinander, während Raum die Ordnung des Nebeneinander benannte. Beide Ordnungen waren in dieser Sichtweise menschliche Ordnungen, die auf Relationen beruh-

ten: zwischen Bewegungen, Prozessen, Dingen und Phänomenen. Anders ausgedrückt: Es gab demnach immer nur die konkrete Zeit im konkreten Raum. Nunmehr wurde Zukunft zunehmend als offen verstanden, als leerer Raum, der vom Menschen gestaltet werden konnte und musste. Das vermehrte die Unsicherheit, Unruhe, die Ängste vor dem Kontingenten, gerade nicht mehr Erkennbaren. Gesteigert wurde diese Verunsicherung durch die Erfahrung der Beschleunigung, die sich seit dem späteren 18. Jahrhundert immer öfter in Zeitdiagnosen findet und seitdem bis in die Gegenwart noch weiter zugenommen hat. Dabei ging es nicht nur um die Beschleunigung der konkreten Bewegung, um neue Verkehrs- und Kommunikationsmöglichkeiten, etwa um Eisenbahn, Dampfschiff und Telegraph, und die dadurch erfahrene Verkürzung der Entfernungen und Verdichtung der Räume. Vielmehr ging es auch um das Gefühl der politischen Beschleunigung, der Verdichtung der historischen Zeit in Revolutionen, besonders zwischen 1789 und 1848. So hieß es in einer anonymen Flugschrift von 1809:

»Die Gegenwart ist schwanger an Zukunft! die Zeit sitzt im Gebährstuhle, kämpfend mit den Geburtswehen großer Ereignisse! In einem Zeitraum von zwanzig Jahren ereigneten sich der Weltbegebenheiten so viele und von so verschiedener, höchst intereßanter Art, daß es nur dem aufmerksamen Beobachter möglich war, ihnen zu folgen; festzuhalten mit seinem Blick vermochte er keine derselben, denn oft bot ein einziges Jahr allein schon eine Reihe von Ereignissen dar, die in einem andern Zeitalter und unter anderen Umständen und Verhältnissen hingereicht haben würden, ein halbes Jahrhundert auszufüllen.«³

Und in einem Zeitungskommentar von 1848 konnte man lesen:

»Alles Ausmaß der Zeit und des Raumes ist geändert. In unseren tropischen Tagen ist Wachsen, Blühen und Verblühen das Werk weniger Stunden. Man altert entsetzlich schnell, und die vor kurzem zu weitest vorangekämpft, stehen im nächsten Augenblick im Hintertreffen und sind im übernächsten als müde und invalide Kämpfer bei Seite geschafft.«⁴

Das verstärkte allerdings auch die Erwartung an Sicherheit: Dazu gehörten der Glaube an Fortschritt, an menschliche Planungsoptionen und die Hoffnung, Fortschritt durch vernunftgesteuertes Handeln gezielt hervorrufen zu können. Und daraus folgte das Bemühen, Sicherheit durch konkrete Vorkehrungen im Alltag zu schaffen, nämlich die Etablierung des Versicherungswesens: Brandversicherung sowie Witwen- und Waisenkassen seit dem späteren 18. Jahrhundert, Sparkassen im frühen 19. Jahrhundert, Sozialversicherungen im späteren 19. Jahrhundert. Das umfasste aber auch das aufgeklärte Zutrauen in die Unabwendbarkeit des Fortschritts der menschlichen Gesellschaft durch Planung und Erziehung. Der Fortschritt, die Verbesserung der sozialen, kulturellen und politischen Verhältnisse, war jetzt nicht in eine ferne Utopie verlagert, in eine Endzeit, sondern in einer erreichbaren Zukunft Schritt für Schritt anzustreben.

³ Zitiert nach: Hans-Bernd Spies (Hg.): Die Erhebung gegen Napoleon 1806–1814/15, Darmstadt 1981, S. 138.

⁴ Zitiert nach: Ernst-Wolfgang Becker: Zeit der Revolution! – Revolution der Zeit? Zeiterfahrung in Deutschland in der Ära der Revolutionen 1789–1848/49, Göttingen 1999, S. 271.

Vor diesem ambivalenten Hintergrund, einer wachsenden Unsicherheit einerseits, einem wachsenden Fortschritts- und Planbarkeitsglauben andererseits, ist auch der Aufschwung von Jubiläumsfeiern zu sehen, die in ihrer modernen Gestalt eine Erscheinungsform des 19. Jahrhunderts sind. Vorläufer hat man in der jüdisch-christlichen Tradition gesehen, so im alttestamentarischen Jubeljahr, dem 50. Jahr, sowie in der im Mittelalter im Jahr 1300 begründeten Tradition des Heiligen Jahres, das seit 1475 alle 25 Jahre begangen wurde. Seit dem Spätmittelalter und zunehmend in der Frühneuzeit gibt es zudem Belege für Thronjubiläen, die dynastische Kontinuität und Identität bestärkten. Seit dem Beginn der Frühneuzeit fingen auch Universitäten an, ihre Gründungsdaten in regelmäßiger Wiederkehr zu feiern, seit dem 17. Jahrhundert folgten andere Korporationen dem Vorbild, schließlich seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert die Städte, die durch Verweis auf ihre Gründung ihren Standort gegenüber den Fürsten betonen wollten.

Aber erst im 19. Jahrhundert wurde das historische Jubiläum – wie das politische Fest überhaupt⁵ – zur dominanten Erscheinungsform der politischen Kultur; Jubiläumsfeste wurden nun zum Teil der entstehenden bürgerlichen und politischen Öffentlichkeit. Dabei existierten verschiedene Formen nebeneinander: dynastische Jubiläen und Herrschergeburtstage; bürgerliche Jubiläen der Kulturnation; landständische Veranstaltungen gegen fürstliche monarchische Autokratie, etwa Verfassungsfeste, die an den Erlass von Konstitutionen erinnerten, um die Abwehrkräfte gegen Staatsstreiks- und Restaurationsversuche der Fürsten zu stärken; schließlich nationalkriegerische Jubiläen, die gemeinsame Siege feierten, etwa Feste für die Völkerschlacht von Leipzig, nicht zuletzt die Einweihung des Völkerschlachtdenkmals 1913.

Eine besondere, paradigmatische Rolle spielten Reformationsjubiläen, die sich mehrfach grundlegend gewandelt haben. Schon bei der ersten 100-Jahr-Feier 1617, die Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz angeregt hatte, ging es nicht mehr um die Ereignisse von 1517, sondern um die Abgrenzung von der römisch-katholischen Kirche, um den Kampf gegen den Antichrist, der dort vermutet wurde, um eine apokalyptische Vision. 100 Jahre später, 1717, spiegelten die Reformationsfeiern wiederum die neuen Zeitverhältnisse. Nun feierten die Lutheraner europaweit gemeinsam, etwa in Deutschland, Dänemark und England, aber nicht mehr, um die Protestanten gegen die Katholiken zu einigen wie noch 1617 – das war nun nicht mehr erforderlich –, sondern um sich von den Calvinisten abzugrenzen. Weitere 100 Jahre später, 1817, waren wiederum neue Rahmenbedingungen für die Ausgestaltung wichtig. Die Feiern standen im Zeichen der Überwindung Napoleons und des Bemühens um Unionen von Reformierten und Lutheranern auf der Ebene der wiederhergestellten Territorialfürstentümer. Und sie standen im Zeichen des nationalen Gedankens, der sich mit dem protestantischen verband. Beispielhaft ist das Wartburgfest, das laut Aufruf und

⁵ Hierzu grundlegend Dieter Düding u.a. (Hg.): Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, Reinbek bei Hamburg 1988; Manfred Hettling/Paul Nolte (Hg.): Bürgerliche Feste. Symbolische Formen politischen Handelns im 19. Jahrhundert, Göttingen 1993.



Festzug zum 100. Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht in Berlin am 19. Oktober 1913



Notgeld 1921, ausgegeben von der Stadt Eisenach zum 400. Jahrestag der Ankunft Martin Luthers auf der Wartburg am 4. Mai 1521

Einladung zum einen dem Gedenken an den vierten Jahrestag der Völkerschlacht von Leipzig diente, zum anderen aber auch als Feier des 300. Reformationsjubiläums angekündigt wurde. In den Reden auf der Wartburg wurde Luther als Patriot, als deutscher Bürger, als Vorkämpfer deutscher Freiheit und Einheit gefeiert.

Der Thesenanschlag von Wittenberg am 31. Oktober 1517, der heute als Reformationstag herausgestellt wird, rückte erst langsam in den Mittelpunkt, bis er regelrecht zur Epochen-scheide zwischen Mittelalter und Neuzeit stilisiert wurde, durch kirchliche, bürgerliche und universitäre Feiern. Dieser Prozess war erst im 19. Jahrhundert abgeschlossen, als der Thesenanschlag vielfach, auch bildlich, dargestellt wurde. Es gab somit auch intermediale Verbindungen, über die sich ein Bild der Reformation etablierte. 1917 wurde das Lutherjubiläum in den Kontext des Ersten Weltkriegs gestellt. Luther wurde nun in Reden, Gottesdiensten, Volkskalendern und anderen Publikationen als nationales Idol aller Deutschen, kaum noch als Protestant gefeiert. Dabei wurde gelegentlich sogar eine direkte Linie vom germanischen Gott Thor über Luther bis zu Hindenburg hergestellt. Beim 450. Lutherjubiläum 1967 dagegen standen schon Zweifel im Raum, ob der Thesenanschlag überhaupt stattgefunden hatte. Für die Zweifler war Luther jetzt nicht mehr der Revolutionär, sondern, im Zeitalter des Zweiten Vatikanischen Konzils, ein Reformkatholik. Beide Neudeutungen stellten den zuvor betonten Zäsurcharakter von 1517 in Frage, fortan verstand man das 15. und 16. Jahrhundert als Übergangsjahrhunderte in die Vormoderne, und Luther war nur ein Exponent des Wandels.

Heute, 2017, hat sich die Einheit des Lutherbildes ganz aufgelöst. Zahlreiche Deutungen Luthers existieren nebeneinander, vom Volksheld und Wutbürger bis zum Bauernfeind und Antisemiten, vom verspäteten katholischen Mystiker bis zum profanen Revolutionär. Luther wird seit 2008 in der Luther-Dekade gefeiert, aber in offener Vielfalt: Jeder kann sich seinen eigenen Luther zusammensetzen. Die Lutherjubiläen wie alle historischen Jubiläen seit dem 19. Jahrhundert spiegelten und kommentierten also regelmäßig die jeweiligen Zeitverhältnisse. Die Vorge-

schichte wurde auf je neue Gegenwarten hin umgeschrieben. Jubiläen wurden erst durch immer neue soziale Praxis zum Leben erweckt. Sie setzten sich als dominante Gestalt der Erinnerungskultur nicht von ungefähr gerade im 19. Jahrhundert durch, im Zeitalter der Säkularisierung und Verbürgerlichung, der Entstehung einer neuen Öffentlichkeit, zu der sie gehörten, und vor allem im Zeitalter der Beschleunigungserfahrung, der Verunsicherung über die Stabilität von Werten und Zeiten. In diesem Kontext dienten die Jubiläen der Unterbrechung und Entschleunigung, der Kompensation und der Besinnung auf die Gemeinschaft, die Nation, auf geteilte Werte und gemeinsame Feinde. Im Jubiläum konnte der jeweilige Akteur seine Position, seine Teilhabe an der Gemeinschaft und zugleich seine besondere Rolle darin definieren.

Jubiläen sind freilich ohne ihre räumliche Dimension nicht zu verstehen. Räume werden in der neueren Kulturforschung nicht mehr als vorgegebene Container verstanden, sondern als soziale und kulturelle Konstrukte, als Relationalitäten zwischen Dingen. Historische Jubiläen im 19. Jahrhundert trugen wesentlich dazu bei, Räume anzueignen, zu integrieren, als Räume der Gemeinschaft symbolisch zu belegen. Dies in dreierlei Hinsicht: Dazu gehörte *erstens* die Errichtung von Denkmälern, auch von ephemeren Denkmälern, die den Standort der Feier auf Zeit oder auf Dauer im öffentlichen Raum markierten und dies beispielsweise durch Gedenkblätter in Erinnerung hielten. *Zweitens* gehörte dazu die translokale Gleichzeitigkeit von Feiern an verschiedenen Orten. So wurden die Nationalfeste 1814, die an die Völkerschlacht erinnerten, in vielen Städten gleichzeitig gefeiert, mit Höhenfeuern, die jeweils in Sichtweite entflammen sollten.⁶ Ebenso wurden die Schillerfeiern 1859, zum 100. Geburtstag des Nationaldichters, die auch auf den 10. Jahrestag der Revolution verwiesen, in über 440 deutschen Städten durch Aufmärsche, Festzüge und andere öffentliche Veranstaltungen gleichzeitig gefeiert.⁷ So entstand durch die Zeit-Parallelität der Rituale im nationalen Raum eine virtuelle Gemeinschaft, die die politische Einigung vorwegnahm. *Drittens* zählt zur Besetzung des Raumes die Praxis von Festzug, Sternmarsch, Fackellauf, Staffellauf, also die Bewegung im Raum, die symbolische Markierung oder Besitzergreifung durch die Gemeinschaft der Laufenden oder Marschierenden, die am Ende zusammengeführt wurden und in einer zentralen Feier verschmolzen. Gemeinsam zog man auf den Festplatz wie beim Wartburgfest. Aus allen Landesteilen strebte man zu einem gemeinsamen Ziel wie beim Eilbotenlauf nach Leipzig 1913⁸ und konnte dabei noch die geschichtsträchtigen Orte der Nation einschließen. Neben den Teilnehmern bezog das auch Zuschauer in das Festgeschehen ein; sie wurden zum Teil der

⁶ Vgl. Dieter Düding: Das deutsche Nationalfest von 1814: Matrix der deutschen Nationalfeste im 19. Jahrhundert, in: Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, hg. v. Dieter Düding u. a., Reinbek bei Hamburg 1988, S. 67–88.

⁷ Vgl. Rainer Noltenius: Schiller als Führer und Heiland. Das Schillerfest 1859 als nationaler Traum von der Geburt des zweiten deutschen Kaiserreichs, in: Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, hg. v. Dieter Düding u. a., Reinbek bei Hamburg 1988, S. 237–258.

⁸ Vgl. Wolfram Siemann: Krieg und Frieden in historischen Gedenkfeiern des Jahres 1813, in: Öffentliche Festkultur. Politische Feste in Deutschland von der Aufklärung bis zum Ersten Weltkrieg, hg. v. Dieter Düding u. a., Reinbek bei Hamburg 1988, S. 298–320, hier S. 305.

Raum-Inszenierung. Historisch kostümierte Festzüge konnten dabei überdies die Epochengrenzen auflösen sowie Vergangenheit und Gegenwart verschmelzen lassen. Kaum ein historisches Jubiläum im 19. Jahrhundert fand ohne diese Bewegungs- und Raumsymbolik statt, die zugleich die Gemeinschaft der Handelnden vorführte, und das hat sich bis heute gehalten. Das Reformationsjubiläum 2017 wurde als ein multi- und translokales Fest vorbereitet, alle sollten überall partizipieren können, die Reformation wurde nicht mehr auf den Standort Wittenberg reduziert, sondern auf viele Standorte verteilt.⁹ Ein sogenannter »Reformationstruck« durchreiste nun die Lande,¹⁰ um Translokalisierung und Partizipationsangebote darzustellen.

Auch bei Regional- oder Lokaljubiläen ist die Ausdeutung des Raumes von Belang. Die Stadt Kassel zum Beispiel, die sich auf eine urkundliche Ersterwähnung im Jahr 913 zurückführt, feierte 1913 das 1.000-jährige Jubiläum mit einer Feier, zu der ein Festzug gehörte, organisiert von den Bürgervereinen der Stadt. Die Stadt war bis 1866 Residenz hessischer Landgrafen und Kurfürsten gewesen, danach Sitz des preußischen Regierungspräsidiums, aber sie berief sich nun, 1913, ganz auf ihre kommunale Tradition; sie demonstrierte Bürgerstolz auf Erreichtes. Der Bürgerverein hatte rigide und exklusiv geplant, wer teilnehmen durfte und was gezeigt wurde.¹¹ Hundert Jahre später gab es wieder einen Festzug, aber dahinter verbarg sich etwas ganz anderes: Das 1.100-jährige Jubiläum wurde 2013 nämlich als multikulturelles Fest begangen, es stand unter dem Motto »buntes und I(i)ebenswertes Kassel«. Der Festzug wurde nun als Sternmarsch aus vier Himmelsrichtungen gestaltet, eine Fülle unterschiedlicher ethnischer, religiöser und kultureller Gruppen nahm daran teil; jeder konnte sich frei anmelden.¹² Beide Jubiläumsfeiern hatten nichts miteinander zu tun, beide interessierten sich nicht für die konkrete historische Konstellation zur Zeit der Ersterwähnung Kassels, die bloß Anlass der Feier, aber nicht Grund war. Und beide Feiern spielte das dominante Selbstverständnis der Kommune in der jeweiligen Zeit.

Was folgt daraus? Jubiläumsfeiern sind eine Maßeinheit in Zeit und Raum. Sie entschleunigen, sie schaffen Ordnung und Zugehörigkeit, sie grenzen Gemeinschaften und Räume ab. Und sie wählen aus, was zu bewahren ist. Die Feste waren und sind immer eher Ausdruck ihrer Zeit als Ausdruck ihrer Tradition. Sie waren einander in synchroner Perspektive ähnlicher als in diachroner Perspektive ihrem eigenen Vorgänger, und dies gilt nicht nur in formaler, sondern auch in inhaltlicher Hinsicht. Die politischen Feste des 19. Jahrhunderts ähnelten einander in ihren Ausprägungen des

⁹ Vgl. die Karte zu Stätten der Reformation: <http://www.mdr.de/thuringen/sued-thuringen/reformationstruck-schmalkalden-108.html> (Zugriff am 8.12.2016).

¹⁰ Siehe z.B. <http://www.mdr.de/thuringen/sued-thuringen/reformationstruck-schmalkalden-108.html> (Zugriff am 8.12.2016).

¹¹ Vgl. Stefan Schweizer: Geschichtsdeutung und Geschichtsbilder. Visuelle Erinnerungs- und Geschichtskultur in Kassel 1866–1914, Göttingen 2004, S. 249; Winfried Speitkamp: Erinnerungskultur und Denkmal. Kassel im 20. Jahrhundert, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 63, 2013, S. 1–23, hier S. 2–5.

¹² Ebd., S. 2.

Bürgerlichen und des Nationalen ebenso wie heute das multikulturelle und multipolare Kassel-Jubiläum 2013 dem derzeitigen Luther-Jubiläum ähnlicher ist als seinem eigenen Vorläufer von 1913. Und beide Feste haben sich von ihrem Gründungserlebnis völlig gelöst.

2. Erinnern und Vergessen

Das historische Jubiläum wählt aus der Vergangenheit aus, was an Ereignissen und Erinnerungen geeignet erscheint, um die Geschichte eines Kollektivs, sei es eine Institution oder eine Korporation, eine Kommune oder eine Nation, zu konstruieren. Das Jubiläum dient demnach zur Integration, aber auch zur Abgrenzung gegenüber denen, die nicht an dem Kollektiv oder der Institution teilhaben. Aber das reicht noch nicht zur Beschreibung. Die angesprochene räumliche Dimension spricht noch anderes an, nämlich Differenz und Präferenz. Festzug oder Sternmarsch wollen das gerade wieder zusammenführen, aus Vielfalt eine zentripetale Bewegung machen. Jubiläen verweisen aber unvermeidlich auf Ereignisse, die an unterschiedlichen Orten stattfanden, an zentralen Orten wie an peripheren Orten, an denen unterschiedliche Akteure beteiligt waren, Sieger und Verlierer bzw. Opfer, Anführer und Mitläufer, Aktive und Zuschauer. Im Rahmen von Erinnerungskultur und Jubiläum wird auch ausgehandelt oder ausgekämpft, wessen Sichtweise sich durchsetzt, wer erinnert wird, wer vergessen werden soll. Und Jubiläen stehen dabei in Konkurrenz, sie entfalten sich heute in einer Medienwelt, die nach dem Aufmerksamkeitsparadigma arbeitet. Sie leben davon, dass Erinnerung als Wert an sich gilt, dagegen das Vergessen, die *damnatio memoriae*, geradezu als Bestrafung.

In der jüdisch-christlichen Tradition, die in Zusammenhang der Debatte über das kollektive Gedächtnis immer wieder benannt wird, ist Erinnern eine moralische Pflicht: Die Niederlagen und Verbrechen sind zu erinnern, damit sie sich nicht wiederholen. Allerdings gab es in der europäischen Tradition auch andere Ansätze. Immer wieder, schon in der Antike, nach dem Dreißigjährigen Krieg und nach dem englischen Bürgerkrieg, ist auch das Vergessen regelrecht verordnet worden. Und es gab Kulturen, so im vorkolonialen Afrika, in denen das Vergessen von Katastrophen geradezu organisiert wurde. Die besonders beauftragten Priester und Sachwalter des kollektiven Gedächtnisses wachten darüber, dass über das Schlimme nicht mehr gesprochen wurde, damit es die Gemeinschaft nicht belastete und sich derart gerade nicht wiederholte.¹³

Freilich ist jeder Prozess des Erinnerns, ob individuell oder kommunikativ, ein Auswahlprozess. In der Erinnerung wird nicht einfach Vergangenheit in die Gegenwart transferiert, sondern neu figuriert, rekonstruiert oder konstruiert. Damit ist zwingend das Ausgliedern aus der Erinnerung, das Vergessen gekoppelt. Jubiläen als auf Rituale, Mythen und Symbole verdichtete Erinnerungsformen dienen dazu zu markieren, was noch erinnernswert ist und was dagegen in den Hintergrund,

¹³ Vgl. Winfried Speitkamp: *Kleine Geschichte Afrikas*, 2. Aufl., Stuttgart 2009, S. 84f.

ins Dunkle treten soll. Dabei stehen Jubiläen und ihre Träger ständig miteinander in Konkurrenz: Die Zahl der Jubiläen nimmt weiter zu, die Daten werden dichter gesetzt. Offenbar in Reaktion auf ein beständiges Gefühl der Beschleunigung beschleunigt sich auch die kompensatorische Produktion von Jubiläen. Wer zuerst kommt, wer zuerst Aufmerksamkeit auf sich zieht, besetzt das mediale Feld, wer eine eingängigere Botschaft hat, besetzt die Interpretation. Bei diesem Jubiläumsgerangel, den Erinnerungskämpfen um die Kanonisierung von Narrativen, um die Erinnerungshegemonie, konkurrieren Daten, Orte, Akteure, Nationen, Sieger und Verlierer.

1. *Daten*. In der Weimarer Republik betrieb man nur halbherzig die Etablierung des Verfassungstages, des 11. August, der auf Reichsebene nie ein offizieller Feiertag wurde und auch ganz bewusst nicht Verfassungsfeiertag genannt wurde, weil man die Begriffe Feier und Fest angesichts der Notlage für unpassend hielt. Die Republikgegner dagegen hielten nicht nur an den Farben des Kaiserreichs fest, sondern feierten auch den Reichsgründungstag von 1871, den Tag der Kaiserproklamation in Versailles am 18. Januar. Bereits im Kaiserreich war er zwar begangen worden, aber er hatte seinerzeit nie eine dominante Position in der Erinnerungskultur erhalten, er stand neben dem Sedantag am 2. September (1870). Erst im Kampf um und gegen die Republik seit 1919 schärfte sich das Partialbewusstsein und fokussierte es sich auf ein vereinigendes Symboldatum.

Ein weiteres Beispiel ist die Erinnerung an 1989 in Deutschland. In Berlin, Leipzig und anderen Städten der ehemaligen DDR werden jeweils andere Traditionslinien des Umbruchs erinnert. Es wird Bezug auf andere Tage genommen, etwa den 9. Oktober (Aufruf zur Gewaltlosigkeit und Massendemonstration in Leipzig, Sinnbild der friedlichen Revolution), den 4. November (Großdemonstration in Berlin mit der Debatte über einen Dritten Weg des demokratischen Sozialismus) oder den 9. November (Tag der Maueröffnung und *point of no return* des Zusammenbruchs der DDR). Der 3. Oktober, der Tag der staatlichen Vereinigung, folgt durch seine jährliche Mobilität von Bundesland zu Bundesland dem Prinzip der Raumbesetzung durch Jubiläumsfeiern. Gerade dadurch aber entfernt er sich von seinem Ursprung: er spiegelt und bekräftigt den föderalen Charakter der Bundesrepublik, der zu 1989 gar keinen Bezug aufweist, er feiert das Ergebnis und lenkt den Blick auf die staatspolitischen Akteure der Wiedervereinigung.

Ein anderes Beispiel von Datenkonkurrenz ist die Französische Revolution von 1789. Heute gilt der Sturm auf die Bastille am 14. Juli 1789 als Fanal, als Aufbruch zu neuen Zeiten, als der revolutionäre Akt schlechthin, als ein Akt von real und symbolisch nachhaltiger Bedeutung, charakterisiert durch Kriterien eines revolutionären Umbruchs: Verdichtung und Beschleunigung der Handlung, das Volk als Akteur, Zerstörung der Festung des Ancien Régime. In den Jahren nach der napoleonischen Epoche stand nicht dieses Datum allerdings im Fokus, sondern der 21. Januar 1793, der Tag der Hinrichtung Ludwigs XVI. Dieser Tag wurde vom Restaurationsregime der Bourbonen seit 1814 als Tag der Niederlage und Schande, als Tag der Sühne und Mahnung begangen. Nach dem Fall der Restaurationsmonarchie 1830 wurde der 21. Januar zum Tag der Monarchisten, der Konservati-

ven, zum Tag der Spaltung. In konservativen Kreisen wurde er bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein begangen. Für die Republikaner wurde der Tag dagegen zunehmend zum Tag des kollektiven Jubels.

Andere Gedenktage der Revolution setzten sich nicht durch, etwa der 20. Mai 1795, als eine Volksmenge den Konvent stürmte und dem Präsidenten den Kopf seines Vorgängers präsentierte. Der 14. Juli war zunächst nicht vorgesehen als Gedenktag. Die Akteure der erfolgreichen Juli-Revolution von 1830 errichteten allerdings auf dem Bastille-Platz ein Denkmal, die Julisäule, um sich selbst als diejenigen darzustellen, die das Erbe der Revolution verwalteten, die die Revolution erfolgreich vollendet hätten. Damit sollte auch das populäre Gedächtnis an den Bastille-Sturm eingefangen und für den Staat genutzt werden. Doch genau das Umgekehrte geschah: Die Akteure auf der Straße, darunter besonders Studenten, eigneten sich den Platz an. Sie nutzten nun den Platz, das Denkmal und den 14. Juli, um an unerfüllte Hoffnungen zu erinnern. Dem Regime gelang es nicht, seine Deutung durchzusetzen, der Ort wurde zum Versammlungsplatz linker, revolutionärer Jubiläumsfeiern.

Die französische Zweite Republik, diejenige von 1848, wollte konsequenterweise als Jubiläumdatum der Revolution von 1789 den Tag der Proklamation der ersten Republik nehmen, den 21. September 1792. Das führte aber nur dazu, dass die zweite Republik an den Ansprüchen der ersten von 1792 gemessen wurde und der Tag sich gar nicht erst durchsetzen konnte. Erst seit 1880, in der Dritten Republik, wurde der 14. Juli etabliert, nachdem alle anderen Tage gescheitert waren. Parallel dazu wurde die Marseillaise als Nationalhymne festgelegt, die in ihrer kämpferischen Attitüde die Abgrenzung nach außen unterstrich. Erst jetzt wurde der neuen Republik das symbolische Fundament gegeben, das Republikaner und die Mitte zusammenführte. Mit der Jahrhundertfeier 1889 war der 14. Juli als Nationalsymbol durchgesetzt. Jedenfalls für das zentrale politische Gedenken wurden Alternativen verdrängt, lokale Erinnerungen übergangen, Konflikte zwischen Monarchisten und Republikanern überspielt. Umstritten blieb der 14. Juli aber bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Das Vichy-Regime schaffte ihn zwischenzeitlich als Feiertag ab.

2. *Orte.* Aus der Perspektive der Vendée, dort, wo seit März 1793 die Bauern gegen die Revolution kämpften, wurde der Revolution anders gedacht als aus Pariser Perspektive. Ähnlich ist es, wenn verschiedene Schauplätze einer Revolution konkurrieren und jeweils für unterschiedliche Trägergruppen oder Ziele stehen. Schon 1873, zum 25. Jahrestag, wurde in Berlin anders an die 1848er Revolution erinnert als in Frankfurt am Main.¹⁴ Während in Frankfurt die Liberalen unterschiedlicher Couleur an der Paulskirche ihre Deutung festmachten, die Linksliberalen eher

¹⁴ Vgl. zu den Etappen der Revolutionserinnerung in Berlin und Frankfurt a.M. Claudia Klemm: *Erinnert – umstritten – gefeiert. Die Revolution von 1848/49 in der deutschen Gedenkkultur (Formen der Erinnerung 30)*, Göttingen 2007.

am Vorparlament, diese durchaus mit einer Kaiserreich-kritischen Komponente (geehrt wurden Revolutionshelden und Freiheitskämpfer wie Robert Blum, Friedrich Hecker und Ludwig Börne), konzentrierten sich die Berliner Gedenkfeiern auf die Barrikadenkämpfe vom 18. März 1898, zum 50. Jahrestag der Revolution, wurden in Berlin Kranzniederlegungen für die Märzgefallenen untersagt, während in Frankfurt Historiker als Festredner versuchten, die Paulskirchentradition mit Bismarck im Sinne der nationalen Einigung positiv in Beziehung zu setzen. Diese Spannung blieb erhalten, auch wenn die Revolution mit immer neuen Schwerpunkten in neue Kontexte gesetzt wurde, so in der Weimarer Republik, beim 75-jährigen Jubiläum 1923, als die Traditionslinie in den Frankfurter Festreden von 1848 über Bismarck in die Republik mündete (unter Kritik von links und rechts), das Ende des Narrativs also erneut neu gesetzt wurde, und 1948 mit dem demonstrativen Wiederaufbau der Paulskirche als Symbol der zu erlangenden Demokratie, während sich in den Berliner Feiern die Spaltung abzeichnete.¹⁵ 1973 versuchte Bundespräsident Heinemann die Frankfurter Paulskirchentradition mit der sozialliberalen Modernisierung zu verknüpfen. Allerdings war Frankfurt mittlerweile von den Folgen von 1968, Demonstrationen und Hausbesetzungen geprägt, so dass hier nun in zahlreichen Veranstaltungen die uneingelöste radikale Tradition beschworen wurde. 1998, zum 150. Jahrestag, hatte die Revolution jede Brisanz verloren. Die Erinnerung wurde auf ein ganzes Festjahr ausgeweitet, und sie löste sich auf in eine Vielzahl von Ausstellungen, Tagungen und anderen Aktivitäten, die die Vielfalt der Revolutionsorte und -erfahrungen betonten. Gleichzeitig wurde die Revolution jetzt als europäisches Ereignis erinnert – das war das wirklich Neue, was nun die aktuellen Diskussionen direkt spiegelte. Nur in Berlin ist die Brisanz der Erinnerung noch abzulesen an der Namensgebung des Platzes hinter dem Brandenburger Tor, der nach kontroversen Debatten seit dem Jahr 2000 »Platz des 18. März« heißt und sowohl an die Barrikadenkämpfe von 1848 als auch an die ersten freien Volkskammerwahlen vom 18. März 1990 erinnern soll. Damit ist die Geschichte von 1848 mit einem neuen Ende zusammengefügt worden.

3. *Akteure.* Die Konkurrenz der Tage und Orte hat auch etwas mit den Akteuren des zu erinnern- den Ereignisses zu tun. Jubiläen, solange sie in Festform begangen werden, verlangen Eindeutigkeit, sie ertragen kein Zwielflicht, keinen Halbschatten, keine Grautöne, keine Ambivalenzen. Wer zu den Guten oder den Bösen gehört, zu den Siegern oder den Verlierer, den Helden oder den Gescheiterten oder den Reumütigen – das muss eindeutig sein, weil Jubiläen Rituale und Symbole brauchen, das heißt Verdichtung auf unzweideutige Botschaften. Wie problematisch das ist, zeigt sich zum Beispiel an Jahrestagen, die an das Ende von Sklaverei und Kolonialismus erinnern.¹⁶ 2007 wurde der 200. Jahrestag des Verbots des Sklavenhandels im britischen Machtbe-

¹⁵ Siehe auch Dieter Bartetzko: *Denkmal für den Aufbau Deutschlands. Die Paulskirche in Frankfurt am Main, Königstein i.T. 1998.*

¹⁶ Umfassend zur Sklaverei-Erinnerungspolitik Sonja Dinter: *Die Macht der historischen Handlung. Die Integration von Sklaverei, Sklavenhandel und Emanzipation in Erinnerungskultur und Geschichtspolitik der postkolonialen Nationen Großbritannien und Frankreich seit Ende der 1990er Jahre*, phil. Diss. Kassel 2017.

reich begangen, dies in verschiedenen Städten des Königreichs, so in London, Bristol, Liverpool und Hull. Strittig war angesichts der Vielzahl an Akteuren aber, ob man eher einen Gedenktag der Sühne oder eine Feier veranstalten sollte. Diskussionen um Entschuldigung und Entschädigung standen im Hintergrund. Die Londoner Regierung hatte mit der Bereitstellung von 20 Millionen Pfund enormen Anteil an den Veranstaltungen. Kirchliche Vertreter und Konservative setzten sich dafür ein, die Rolle der Philanthropen und der religiösen Bewegungen bei der Abolition zu feiern. Panafrikanische Vertreter und Personen karibischer oder afrikanischer Herkunft betonten dagegen den Anteil der Sklavenwiderstände, sahen aber überhaupt eher die Gefahr, dass bei pompösen Feiern des Jahrestags die Geschichte der Sklaverei vergessen würde. Sie verwiesen zudem darauf, dass die rechtliche Emanzipation sich noch jahrzehntelang hingezogen habe. Bei dem Gedenkgottesdienst in London (Westminster Abbey) am 27. März 2007, der aus einer Mischung von Buß-Ritualen und Wilberforce-Ehrungen bestand, Religiöses und politische Inszenierung verband, kam es zu einem Protest von Aktivisten: »not in our name« lautete die Parole. Die Königin ehrte durch Kranzniederlegung nicht nur William Wilberforce als Vorkämpfer der Abolition, sondern an einem Gedenkstein für alle unschuldigen Opfer von Unterdrückung, Gewalt und Krieg, der sich vor dem Gebäude befindet, auch die Opfer der Sklaverei. Das minderte aber nicht den Eindruck, dass die Sklaven hier erneut als passive Objekte britischer Politik erschienen. Tony Blair und sein Nachfolger Gordon Brown versuchten das Interesse auf die Gegenwart zu lenken: Man müsse heute Ausbeutung und Diskriminierung bekämpfen. In Frankreich zeigte sich 1998 beim 150. Jahrestag der Abschaffung der Sklaverei ein räumlich zweigeteiltes Erinnerungsmuster: In Frankreich feierte man den Erfolg bürgerschaftlichen republikanischen Engagements für Freiheit und Menschenrechte; die Sklaverei selbst erschien als überwundene Vorgeschichte. In England und Frankreich wurde mit dem Datum zugleich eine Geschichte erzählt; die eigentlichen Schrecken der Sklaverei wurden insofern in die überwundene Vorgeschichte verbannt. Was blieb, war die Bestätigung der jeweiligen nationalen Ideale. Der Effekt war freilich gerade für Frankreich die Provokation und Mobilisierung in den Übersee-Departements. Dort, in Martinique und Guadeloupe beispielsweise, wurde dagegen das Augenmerk auf die aktive Rolle der Sklaven gerichtet und die Ächtung der Sklaverei als Verbrechen gefordert.

4. *Nationen*. Zudem konkurrieren nationale Kollektive um gemeinsame Jubiläen. Seit den späten 1980er Jahren sind, ausgehend von Frankreich, in zahlreichen Nationalstaaten, so in Deutschland und Italien, Zusammenstellungen der jeweiligen Erinnerungsorte initiiert worden.¹⁷ Gemeint sind damit, nach dem Konzept von Pierre Nora, Bezugspunkte des kollektiven Gedächtnisses, nicht nur topographische Orte, sondern auch Personen, Ereignisse, Gebräuche oder Ideen, auf die sich Nationen beziehen, die nach Nora dem »warmen« Gedächtnis zu entschwinden drohen, weil sie von

¹⁷ Pierre Nora (Hg.): *Les lieux de mémoire*, 3 Teile, 7 Bde., Paris 1984–1992; Etienne François/Hagen Schulze (Hg.): *Deutsche Erinnerungsorte*, 3 Bde., München 2001.

der »kalten« Geschichtswissenschaft dekonstruiert werden. Man müsse sie, so Nora, im Moment ihres Verschwindens festhalten und dokumentieren. Diese Sammlungen von Erinnerungsorten sind nach Kritik an ihrer nationalen Prägung ergänzt worden zum einen um Versuche, verbindende Erinnerungsorte Europas zu dokumentieren.¹⁸ Zum anderen hat man nach geteilten Erinnerungsorten gefragt, also Orten, oft konkreten Orten, an denen sich gemeinsamen Geschichte abgespielt hat, auf die zwei Nationen je unterschiedliche Perspektiven haben, die zum Austausch gebracht werden sollen, zum Beispiel Versailles oder Tannenberg.

Aufschlussreicher sind aber die Schnittstellen, an denen sich kollektive Gedächtnisse und Jubiläen quasi verfehlen, jedenfalls nicht zur Berührung oder Deckung kommen. Das gilt beispielsweise für das Weltkriegsende 1918. Während in Deutschland die Erinnerung um den 9. November herum konzentriert ist, gefolgt von dem Friedensvertrag von Versailles, ist es in Frankreich und Großbritannien der 11. November, also der Tag des Waffenstillstandes, der mit Paraden und Ansprachen begangen wird. Er gilt als Triumph- und Gedenktag gleichermaßen, Kränze werden am Grab des Unbekannten Soldaten am Arc de Triomphe in Paris bzw. am Cenotaph in Whitehall in London niedergelegt. In Deutschland dagegen ist der 11. November als Gedenktag kaum im öffentlichen Bewusstsein. Und selbst das gemeinsam fokussierte Gedächtnis an den Weltkriegsanfang, August 1914, wird in ganz inkompatiblen, je nationalen Formen begangen, wie noch beim 100. Gedenkjahr 2014 beispielsweise an den *remembrance poppies* am Tower of London zu sehen. Entsprechendes gilt für den Zweiten Weltkrieg, auch hier verfehlen sich die immer noch nationalen Kollektivgedächtnisse fast unvermeidlich. In Deutschland wird in jeder betroffenen Kommune der jeweiligen Bombennächte 1943/44 zu runden Jahrestagen mit besonderen Veranstaltungen gedacht. In Frankreich dagegen ist die Landung in der Normandie 1944, als Wendepunkt des Kriegs verstanden, ein zentraler, mit einem eigenen Museum gewürdigter Erinnerungsort. Im deutschen Kollektivgedächtnis erscheint dieser Vorgang fast als eine Marginalie von allenfalls wissenschaftlichem Interesse, wie man im Vergleich von Gedenkveranstaltungen, Schulbüchern und anderen Gedächtnisträgern ablesen kann.

Jahrestage und Gedenktage sortieren Geschichte also nicht nur, vielmehr verfestigen sie Erinnerungskonventionen und organisieren dadurch das Vergessen. Ebenso wird in Frankreich beispielsweise die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg aus der Perspektive der Résistance und der Rolle de Gaulles geformt. So erinnerte Frankreich im Jahr 2010 mit einer neu geprägten Euro-Münze an den 70. Jahrestag der Londoner Rede Charles de Gaulles vom 18. Juni 1940. De Gaulle hatte die Franzosen aufgefordert, von den Kolonien aus den Kampf gegen Deutschland fortzuführen – also ein Ereignis von ohne Frage europäischer Bedeutung, aber doch an erster Stelle nach 1945 als Datum der französischen Nationalvergewisserung präsent, in Deutschland dagegen kaum bekannt.

¹⁸ Pim den Boer u.a. (Hg.): *Europäische Erinnerungsorte*, 3 Bde., München 2012.

Kurz: Gerade Jubiläen appellieren an Gruppen und berufen sich auf gemeinsame Erfahrungen. Sie lassen sich schwer öffnen hin zu neuen Gruppen, denen diese Erfahrung verschlossen bleiben muss. Jubiläen steuern das Erinnern und Vergessen von divergierenden Erfahrungen und konservieren Gemeinschaften.

5. *Sieger und Verlierer*. Der Sieger erinnert, indem er die Zeichen des Verlierers löscht oder ersetzt, an erster Stelle die Denkmäler. Vergessen im symbolpolitischen Sinn – wie auch heute im virtuellen Raum des weltweiten Netzes – heißt allerdings nicht, dass die Erinnerung verschwindet. Vergessen kann heißen, dass man markiert, wo etwas gelöscht und neu belegt worden ist. Die damnatio memoriae und die damit verbundene Demütigung können erkennbar bleiben. Der Verlierer erinnert weniger gern an seine eigene Niederlage, dies jedenfalls nur im Sinn des Gedenkens an die Toten oder im Kontext revisionistischer Ambitionen. Dann wird aus der Niederlage der Aufruf zur Besinnung, zur Erhebung, zur Revanche. Schon am Fall der Kolonialerinnerung wird deutlich, dass auch Erinnerung umgewertet werden kann, von Niederlage zum Sieg, von der moralisch verwerflichen auf die moralisch akzeptierte Position. In der Erinnerung wechselt man gewissermaßen die Seiten. Gängig ist die Ummünzung von Niederlagen in Siege, wenn man die eigenen Opfer als Märtyrer und Helden darstellen kann, selbst wenn sie den Kampf noch nicht erfolgreich zu Ende führen konnten.

So wurde der sogenannte Mau Mau-Aufstand gegen die britische Kolonialherrschaft in Ostafrika in den 1950er Jahren niedergeschlagen, einer der Führer, Dedan Kimathi wurde 1957 von den Briten hingerichtet. Seit der Unabhängigkeit Kenias 1963 wurde von Regierungsseite aus verschiedenen Gründen zum Vergessen des Aufstandes explizit aufgefordert, etwa weil man die Ansprüche der Kämpfer nicht befriedigen wollte und weil es Kollaborateure gab, die ihre Geschichte nicht offen legen wollten. Kimathi wurde nicht mehr öffentlich geehrt. Zum 50. Todestag änderte sich die Politik, nun wurde ihm ein Denkmal errichtet, laut Inschrift vom Staatspräsidenten, das ihn als tapferen Krieger und Vorkämpfer der nationalen Befreiung ehrt – auch das übrigens eine Geschichte des Vergessens von ethnischen Zwist innerhalb der Mau Mau-Bewegung, die keine nationale, sondern eine partikulare war.¹⁹ Noch markanter der Fall Ghana: Der Unabhängigkeitspolitiker und erste Präsident Kwame Nkrumah war 1966 gestürzt worden, auch die ihm schon zu Lebzeiten gewidmeten Denkmäler wurden dabei demoliert und demontiert. Später wurde der mittlerweile verstorbene Nkrumah rehabilitiert und zum Nationalhelden erklärt. Zum 50. Jahrestag der Gründung Ghanas 2007 wurde daher sogar sein gestürztes Denkmal, nur noch ein Torso, wiedererrichtet, als eine Art heroisches Mahnmal. Dass dieser Torso nur eine Rekonstruktion ist, während der echte Torso im Nationalmuseum lagert, ist nur eine Randnotiz im Aushandeln von Erinnern und Vergessen.

¹⁹ Vgl. Winfried Speitkamp: „Forgive and forget“? The Mau Mau uprising in Kenyan collective memory, in: Sites of imperial memory. Commemorating colonial rule in the nineteenth and twentieth centuries, hg. v. Dominik Geppert u. Frank Lorenz Müller, Manchester 2015, S. 207–224.



Denkmal für Dedan Kimathi (1920–1957), errichtet in Nairobi 2007 zum 50. Todestags Kimathis, Fotos: Daniel Stange



Nkrumah Memorial, Accra (Ghana) – Nkrumah-Torso, errichtet 2007 zum 50. Jahrestag der Gründung des Staats Ghana, Fotos: Winfried Speitkamp

sen. Jedenfalls wurde die *damnatio memoriae* der Putschisten rückgängig gemacht.²⁰ In beiden Fällen konnten die Geehrten in eine Art politischen Auferstehungsmythos der Nation integriert werden. Kurz gesagt: Historische Jubiläen spiegeln nicht nur ihre Zeitverhältnisse, sie stehen nicht nur in einer bloß lockeren Verbindung zum Ausgangsereignis, vielmehr sind sie auch ein Feld, auf dem Vergessen und Erinnern beständig neu ausgehandelt werden. Das ist aber kein Manko, sondern unvermeidlich und wünschenswert. Deshalb sind historische Jubiläen unverzichtbar und heilsam auch in einer offenen politischen Kultur.

3. Identität und Erbe

In dem oben erwähnten Reformationstruck sollte »Reformationsgeschichte erlebbar« gemacht werden. Das unterstreicht den Befund, dass Jubiläumsfeiern Kinder ihrer Zeit sind. Jedes Museum, jede Ausstellung will heute Geschichte erlebbar machen, das Eintauchen in Geschichte ermöglichen – aber nur in geglätteter Gestalt, als nicht bedrohliche, dafür nachfühlbare Alltagsgeschichte. Partizipation, *sharing history*, *sharing heritage*, Reenactment, *living history* lauten die Schlagworte. Die allenthalben aus dem Boden sprießenden Archäologischen Parks, Mittelaltermärkte und historischen Festivals in Burgruinen legen davon Zeugnis ab. Auch Luther wird so auf ein Erlebnismobil reduziert – und ist im übrigen nicht mehr nur als Denkmal körperlich sichtbar, sondern auch als freundlich schauende Playmobil-Figur erhältlich – im wörtlichen Sinn ein Luther zum Anfassen. Im Reformationstruck konnte man Botschaften hinterlassen, also die je eigene Deutung Luthers ins Gespräch bringen, das Erbe aneignen oder besser gesagt: das Erbe selbst mit erstellen. Identität wurde hier also nicht durch Erbe hergestellt und bestätigt, vielmehr gilt umgekehrt: In Jubiläen wird Erbe durch Identität gewonnen. Um das zu erläutern, muss der Blick auf Jubiläen als Feste gerichtet werden.

Wie schon beim Reformationsjubiläum oder bei der Französischen Revolution gesehen, dauerte es oft lange, bis sich feste Standards, ein akzeptiertes Set an Mythen, Ritualen und Symbolen für ein Jubiläum herausgebildet hatten. Aber die Elemente von öffentlichen politischen Festen sind seit dem 18. Jahrhundert im Grunde stabil und werden immer weitergetragen. Das hängt damit zusammen, dass sie sich aus dem Kanon der christlichen Liturgie speisen. Jubiläumsfeiern können – zugespitzt formuliert – als säkularisierte Gottesdienste verstanden werden; die Erinnerungskultur ist zum weltlich-politischen Kult der Moderne geworden. Dazu gehören Versammlung und Festzug bzw. Marsch, Symbole, etwa Fahnen, tragbare oder ephemere Denkmäler, gemeinsame Aufführungen, Gesang, Ansprachen, möglicherweise Schulfeste, Gottesdienste und Festmahl. All diese Elemente bedienen auch Emotionen, unterstreichen den Fest-Charakter, die Unterbrechung

²⁰ Winfried Speitkamp: Transitionssymbolik. Denkmalbau und Denkmalsturz im nachkolonialen Afrika, in: Umstrittene Denkmale. Der Umgang mit dem Erbe der Diktaturen, hg. v. Birgit Franz u. Waltraud Kofler Engl (Veröffentlichungen des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege 22), Holzminden 2013, S. 185–192.

²¹ Vgl. dazu besonders anregend Odo Marquard: Kleine Philosophie des Festes, in: Das Fest. Eine Kulturgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart, hg. von Uwe Schultz, München 1988, S. 413–420.

des Alltags,²¹ das Erlebnis von Gemeinschaft. Denn Jubiläumsfeierlichkeiten zielen wie alle Feste auf Gemeinschaft, formieren Gemeinschaft, führen sie vor und grenzen sie nach außen ab. Sie definieren, wer dazu gehört und wer nicht. Widersprüchlich erscheint die Spannung zwischen der Schaffung und Festigung von historischen Mythen, die auf den politischen Jubiläen seit dem 19. Jahrhundert vorangetrieben wurde, und dem wachsenden Anteil der historischen Wissenschaft an der Jubiläumsbegleitung. Legende und Geschichte, Mythos und Wissenschaft mussten im 19. Jahrhundert nicht als Gegensätze verstanden werden, vielmehr war die nationalgeschichtliche Unterfütterung namentlich der Ursprungsmythen – wie Kyffhäusermythos, Hermannsmythos und Germanensagen – die zeittypische Form der Integration von Geschichte. Die Geschichtswissenschaft lieferte und liefert bis heute die Geschichten und Begründungen zum Fest, sie erläutert die Mythen, ordnet ein und gibt Ausblicke. Sie ist, wie eingangs angesprochen, in ambivalenter Doppelrolle dabei, als Mythenstifterin und Mythenzerstörer. Allerdings kann die Geschichtswissenschaft nicht vermitteln, was erst Glaubwürdigkeit verleiht, nämlich Authentizität.

Eine besondere Rolle können daher Veteranen des Gründungsereignisses bzw. des Jubiläumsanlasses spielen. Veteranen traten beispielsweise beim 25. Jahrestag der 1848er Revolution 1873 auf, fünf von ihnen auch noch bei den Feiern zum 50. Jahrestag der Revolution in Frankfurt am Main 1898. Veteranen nahmen ebenso bei Jubiläen der Befreiungskriege teil, noch 1863 und vereinzelt im Kaiserreich. Auch bei der Errichtung des Denkmals in Nairobi zum 50. Jahrestag des Todes von Dedan Kimathi 2007 wurden Mau-Mau-Veteranen des Aufstands der 1950er Jahre eingeladen, alle mittlerweile um die 80 alt.²² Sie spielten keine aktive Rolle in der Zeremonie, sie wurden nicht besonders geehrt, man wollte auch verhindern, dass sie politische oder finanzielle Forderungen stellten. Sie dienten nicht einmal als Zeitzeugen, sondern wie die Veteranen der Befreiungskriege als Authentizitätsbürgen. Sie beglaubigten durch ihre pure Anwesenheit die Wahrheit dessen, was im Fest vorgeführt wurde; sie legitimierten die Akteure der Jubiläumsfeiern.

Das Ausgangserlebnis selbst, das zumindest das Datum setzt, spielt bei alledem, zugespitzt ausgedrückt, keine große Rolle. Ob tatsächlich historisch belegt war, dass im Jahr 9 nach Christus Arminius, dann Hermann der Cherusker genannt, im Teutoburger Wald drei römische Legionen besiegt hatte, wurde selbst in akademischen Reden nicht vertieft, als man das 1900-jährige Jubiläum feierte. Dafür ließ man eine Gruppe von aus der Schlacht zurückkehrenden Germanen durch Detmold ziehen. Die Folgegeschichte der Reichseinigung beglaubigte ja ohnehin den Prozess und das Ergebnis, das es zu feiern galt. Hilfreich war allerdings, dass man in den Germanen die wehrbereite völkische Nation angelegt sah, der man jetzt, im wilhelminischen Deutschland, gegenüber dem im Vergleich altbackenen Nationalismus der Reichsgründungszeit zum Durchbruch verhelfen wollte. Ob ein Thesenanschlag in Wittenberg 1517 wirklich stattgefunden hat, ist

²² Siehe: The Standard, Nairobi, 19.2.2007.

für das Jubiläum zweitrangig, eher sind es Gegenwartsbedürfnisse, die auf die Glaubwürdigkeitsunterstellung des Thesenanschlages zurückwirken.

Ob die urkundliche Erwähnung einer Siedlung oder einer Festung Chassella im Jahr 913 wirklich die spätere Stadt Kassel meint, hat für die Jubiläumsfeierlichkeiten keine Rolle gespielt; gegründet worden ist die Stadt jedenfalls nicht in diesem Jahr. Allerdings hat man in Kassel sicherheitshalber eine Inkarnation der Stadt erfunden, dies aber erst im 19. Jahrhundert, die Figur Chassalla, die beim Jubiläum 1913 durch ein ephemeres Denkmal gewürdigt wurde.²³ Aussagekräftig ist der Fall des Stadtjubiläums von Freiburg. Im Jahr 1970 feierte die Stadt mit großem Aufwand ihr 850-jähriges Gründungsjubiläum (1120). Der Rechtshistoriker Bernhard Diestelkamp hielt die Festansprache. Dabei teilte er den versammelten Honoratioren der Stadt mit, dass die Gründungsurkunde, die gar nicht überliefert ist und nur in jüngeren Teilabschriften vorliegt, vermutlich eine Fälschung sei, wie es so viele im Mittelalter gab, mit denen Städte ihre Autonomie belegen wollten. Das Jubiläumsjahr stimmte demnach gar nicht, er nahm ein späteres Datum an. Das hat die Feststimmung aber nur vorübergehend getrübt, weil man schnell erkannte, dass ein Jubiläum mit dem Bezugsdatum inhaltlich nichts zu tun haben muss. In einem vergleichbaren Fall ist ein Historiker gefragt worden, ob er verstehe, dass ein Ort feiere, obwohl das angenommene Gründungsdatum nachweislich falsch sei. Und er antwortete pragmatisch: »Natürlich. Ein Jubiläum feiert ja auch nicht die Ersterwähnung an sich, sondern die Geschichte des Ortes bis in die Gegenwart. Man feiert das, was daraus geworden ist und nimmt das Datum als Anlass, auch für Identitäts- und Traditionsbildung.«²⁴ Auch andere Stadtjubiläen, wie sie im 19. Jahrhundert mit Begeisterung gefeiert wurden, beruhten auf Fiktionen, so die 1.000-Jahr-Feier Braunschweigs 1861.²⁵ Da berief man sich auf eine spätmittelalterliche Gründungssage, die schon Zeitgenossen für nicht glaubwürdig hielten. Immerhin zeigt sich an diesen und vielen weiteren Beispielen, dass Pläne zu Jubiläen historische Forschungen angestoßen haben: Namentlich kommunale Jubiläen haben zur Publikation von Stadtgeschichten, manchmal sogar wie im Fall Braunschweigs zur Gründung von Stadtarchiv, Stadtbibliothek und Städtischem Museum geführt, die dann wiederum an der lokalen Traditionsbildung mitgewirkt haben, sowie zur Restauration von städtischen Baudenkmalern. Erst mit dem Jubiläumsfest wurde insofern das Erbe definiert und für die Nachwelt präpariert. Hier zeigt sich ganz konkret, wie politische Festintention, Mythenbildung und Geschichtswissenschaft gemeinsam an der Konstruktion von Erbe beteiligt waren.

Nicht die Tradition führt also zu Identität und Jubiläum, sondern das Identitätsverlangen führt zu einer Jubiläumsfeier, die wiederum eine Tradition identifiziert, darstellt und festigt. Erst das Jubiläum

²³ Siehe Schweizer (wie Anm. 11), S. 239.

²⁴ Zitiert nach: <http://www.badische-zeitung.de/suedwest-1/freiberger-historiker-ortsjubilaeum-beruht-auf-fael-schung--72576565.html> (Zugriff am 10.12.2016)

²⁵ Vgl. Hans-Walter Schmuhl: Die Tausendjahrfeier der Stadt Braunschweig im Jahre 1861. Zur Selbstinszenierung des städtischen Bürgertums, in: Bürgerliche Feste. Symbolische Formen politischen Handelns im 19. Jahrhundert, hg. v. Manfred Hettling u. Paul Nolte, Göttingen 1993, S. 124–156.

macht aus einem marginalen, selbst aus einem möglicherweise zeitgenössisch kaum wahrgenommenen Vorgang einen zentralen historischen Einschnitt. Der Prozess der Geschichte wird rückwirkend mit Zäsuren versehen, die Sinn vermitteln und Erbe abgrenzen. Jubiläen reagieren nicht auf Ursprünge, vielmehr imaginieren sie Ursprünge und ziehen Kontinuitäten von der Gegenwart zurück.

Zur Erläuterung dient noch einmal das Beispiel der Weimarer Republik: In der Weimarer Republik wurde der Verfassungstag jeweils neu kontextualisiert. Man berief sich in Reden besonders auf ein immaterielles Erbe, auf den Geist der Einheit, den deutschen Volksgeist, den Geist des klassizistischen Weimar, auch auf den germanischen Geist, den Geist einer sozialen Demokratie, den Geist des Fortschritts und im übrigen eher auf die Tradition des Reichs als auf die kurze Geschichte der Republik. Der vermeintliche Anfang 1919 war demnach nur eine Etappe, die auf ältere Anfänge verwies. Konkret verschob sich beim Verfassungstag immer wieder durch neue Rahmenbedingungen der Fokus.²⁶ 1923 standen die Feiern im Zeichen der Ruhrbesetzung. Nicht die Verfassung, sondern der äußere Feind diente zur Integration. 1929, zum 10-jährigen Jubiläum, das erstmals aufwendig begangen werden sollte, legte man das Gewicht auf die Tradition von Einheit und Freiheit des Reichs und setzte mit den Befreiungskriegen an, verfolgte dann in Reden und Schriften den Weg über die Reichsgründung 1871 bis zur Gegenwart. Dabei würdigte man Persönlichkeiten von Stein und Hardenberg über Arndt und Jahn bis zu Bismarck, Treitschke, Lassalle, Bebel, Langbehn, Naumann und Bülow – also ein Sammelsurium eines sozialdemokratisch erweiterten Reiches – das spiegelte die Große Koalition in der Republik zu dieser Zeit. 1930 standen die Feiern im Zeichen der Räumung des Rheinlandes von Besetzung, also wieder unter außenpolitischen Vorzeichen. In einem großen Festspiel in Berlin unter dem Titel »Deutschlands Strom« stellten 7.000 Schüler die Befreiung des Rheinlandes dar. Das Erbe wurde jeweils wieder neu konfiguriert, um neue Schwerpunkte herum gruppiert. Das gilt auch für das Gegenmodell, den Reichsgründungstag 1871, der in der Weimarer Republik von den Republikgegnern so stark forciert wurde. Im mittelhessischen Gießen zum Beispiel drängten die Studenten 1922 auf eine Feier zum 18. Januar und verlangten einen Fackelzug »in den bisherigen durch die Tradition geheiligten Formen«.²⁷ Allerdings hatte es zuvor und auch im Kaiserreich gar keine Fackelzüge zum Reichsgründungstag gegeben, die beschworene heilige Tradition war eine reine Erfindung.

Die beständigen Neukonfigurationen der Vergangenheit anlässlich von Jahrestagen und Jubiläen bestehen aus zwei Elementen: Zum einen werden Gruppen als Akteure sichtbar, die sich in Beziehung zu einem bestimmten Jubiläum setzen und insofern Zugehörigkeit konstruieren und einfordern: eine

²⁶ Vgl. zum Folgenden Winfried Speitkamp: »Erziehung zur Nation«. Reichskunstwart, Kulturpolitik und Identitätsstiftung im Staat von Weimar, in: Nationales Bewußtsein und kollektive Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit 2, hg. v. Helmut Berding, Frankfurt a.M. 1994, S. 541–580, hier S. 566–570.

²⁷ Juliane Ossner: Die Reichsgründungs- und Verfassungsfeiern in Wetzlar und Gießen 1921 bis 1933, in: Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 49, 1999, S. 151–177, hier S. 159.

Reichsregierung, die die kurze Existenz der Republik durch eine Anbindung an die Geschichte der nationalen Einigung und Reichsgründung im 19. Jahrhundert nach hinten verlängert; Studenten, die sich als Elite des Reichs fühlen und das aus ihren geheiligten Traditionen ableiten, die daher bestimmen wollen, wie eine Jubiläumsfeier auszusehen und was sie zu würdigen hat, die also einen Anfang erfinden; oder auch Staaten, die ehemals am Sklavenhandel beteiligt waren, dann aber den Gedankfokus von der Sklaverei auf deren Abschaffung verschieben, und umgekehrt Nachkommen der Sklaven, die das Erbe auf einen Lernprozess – Verschleppung und Versklavung, Bewusstwerden und Widerstand, Selbstbewusstsein und Befreiung – zurückführen. Aus der jeweils neu begründeten, gegenwartsbezogenen Identität der Akteure wird die passende Tradition abgeleitet, die wiederum auf das Erbe verweist. Das Erbe entsteht also erst in der Konstruktionsleistung der Erinnerung, und der Anfang kann beständig neu gesetzt werden. So ließen die Redner beim Weimarer Verfassungstag die Geschichte – ihre Geschichte – oft im 19. Jahrhundert beginnen, mit den Befreiungskriegen oder der Revolution von 1848, nicht am 11. August 1919. Die Redner zum Reichsgründungstag begannen ihre Geschichte aber auch nicht am 18. Januar 1871, ganz im Gegenteil, sie führten sie manchmal sogar bis auf Karl den Großen, jedenfalls auf die mittelalterliche Reichstradition zurück und *endeten* mit dem Jubiläumstag. Der Rektor der Gießener Universität formulierte dementsprechend zum Reichsgründungstag 1932, der 18. Januar 1871 sei »ein Tag der Vollendung in der Deutschen Geschichte«.²⁸

Die Geschichte des Reichsgründungstages hat noch einen Epilog. 1971 nämlich wurde er durch Bundespräsident Gustav Heinemann begangen. Er ließ im Fernsehen eine Rede ausstrahlen, die ihn vor dem bekannten Gemälde von Anton von Werner über die Kaiserproklamation von Versailles 1871 zeigt. Dazu formulierte Heinemann: »Gedenktage kommen ungerufen. Sie stellen sich zumal dann ein, wenn sich die Zahl der Jahre nach einem Geschehen rundet.«²⁹ Das war eine interessante Deutung, allerdings nicht unbedingt eine zutreffende. Denn Gedenktage stellen sich nicht einfach ein, sie werden ausgewählt, und Heinemann hatte bewusst ausgewählt, um zu kontrastieren. 1871, so führte er nun aus, sei die Einheit auf Kosten der Freiheit erlangt worden. Heute dagegen habe man eine republikanische und demokratische Staatsform errichtet, getragen von einem breiten, so in der deutschen Geschichte noch nicht dagewesenen Konsens.

Erbe ist nicht einfach da und wartet darauf, angeeignet zu werden. Vielmehr bildet es sich in einem Dreieck aus Zeit, Raum und Akteuren. Alle drei Eckpunkte sind flexibel, und daher ist auch Erbe nicht statisch, sondern dynamisch, es entsteht in der Beziehung, es wird ständig neu konfiguriert, aus Relikten, Spuren und Imaginationen. Erbe ist nicht Ausgangspunkt von Interessenkonflikten, sondern deren Ergebnis, nicht Ursache von Handlungen, sondern deren Resultat. Was heißt das für das Bauhaus-Jubiläum, das im Jahr 2019 in Weimar begangen werden wird? Vor allem:

²⁸ Ebd., S. 174, Fn. 95

²⁹ Zitiert nach: Müller (wie Anm. 1), S. 71.

Was heißt das für die Bauhaus-Universität Weimar, also die Hochschule, die sich auf das Staatliche Bauhaus von 1919 beruft, aber erst seit 1996 den Namen »Bauhaus-Universität Weimar« führt?

Erstens: Die Wahl des Jahres 1919 als Jubiläumsbezug und Kern eines Bauhaus-Erbes ist nur scheinbar objektiv oder unvermeidlich. Es ist eine Entscheidung, keine Vorgabe. Andere Daten und Bezüge sind denkbar, etwa Vorgängerinstitutionen wie die Großherzoglich-Sächsische Kunstschule von 1860 oder die Neubenennung 1996. Das sollte Konsequenzen haben für die Selbstbeschreibung, es fordert jedenfalls eine Selbsteutung.

Zweitens: Bauhaus ist kein statischer Container, das Erbe des Bauhauses ist relational, der Inhalt muss erst und kann nur von der Gegenwart aus definiert werden. Zu klären ist also, warum man an Jubiläumsfeierlichkeiten partizipieren will.

Drittens: Die Akteure müssen ihr Spezifisches und ihr Gemeinsames in der Bauhaus-Geschichte bzw. im Jubiläum identifizieren. Die Bauhaus-Universität Weimar hat im Vergleich zu anderen Akteuren des Bauhaus-Jubiläums zumindest ein Spezifikum: Sie ist eine Universität. Sie muss also ihren Universitätsbegriff diskutieren und sichtbar machen. Universität heute heißt: Bildung, Forschung, Experiment, Kreativität, Offenheit, Internationalität und Interdisziplinarität. Universität heute heißt auch, Fragen zu stellen selbst dann, wenn man nicht weiß, ob es Antworten gibt oder geben kann. Dieser Anspruch gilt für Wissenschaft und Kunst gleichermaßen. Und Bauhaus-Universität Weimar heute heißt zudem: Auseinandersetzung mit drängenden Herausforderungen der Gegenwart im Zusammenwirken von Wissenschaft, Technik und Gestaltung. Wenn man diese Besonderheit, den Charakter einer Universität und den Charakter der Bauhaus-Universität Weimar im 21. Jahrhundert, im Jubiläum nicht erkennt, muss man 2019 gar nicht erst antreten.

Das heißt viertens: Die Form – das Jubiläum als Tradition und Ritual – darf den Inhalt – die Bauhaus-Universität Weimar – nicht überlagern.

Neue Bauhausvorträge

herausgegeben von Hans-Rudolf Meier, Frank Simon-Ritz und Winfried Speitkamp
<https://e-pub.uni-weimar.de/opus4/solrsearch/index/search/searchtype/series/id/16181>

#1 Aleida Assmann, Welche Zukünfte?

2 Winfried Speitkamp, Identität durch Erbe?
Historische Jubiläen und Jahrestage in der Erinnerungskultur

3 Joseph Vogl, Über Axel Maliks *skripturale Methode*



Impressum

Bauhaus-Universität Weimar

Herausgeber: Hans-Rudolf Meier, Frank Simon-Ritz und Winfried Speitkamp

Gestaltung: Cissy Hecht, Universitätskommunikation 11/2017

© Bauhaus-Universität Weimar

www.uni-weimar.de

Der Vortrag wird im Online-Publikationssystem der Bauhaus-Universität Weimar (OPUS) unter der folgenden URN veröffentlicht:

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:gbv:wim2-20171130-36467>

Der Text und die Abbildungen stehen unter der Lizenz CC BY-NC-SA.

Bauhaus-Universität Weimar

Universitätsbibliothek